



## African Hustle

*»We should all be feminists« – der Slogan hat sie zur Ikone des globalen Popfeminismus gemacht. Chimamanda Ngozi Adichie hat sich immer gegen Autoritäten aufgelehnt. Wie geht sie damit um, jetzt selbst eine zu sein? Eine Reise nach Lagos zur bekanntesten Schriftstellerin Afrikas.*

*Von Xaver von Cranach, Der Spiegel, 26.03.2022*

Um zu ihr nach Hause zu kommen, müssen wir an mehreren Wächtern vorbei. Bewaffnete Uniformierte kontrollieren, wer die Gated Community Chevy View betritt, die so heißt, weil Chevron, einer der weltgrößten Ölkonzerne, hier seinen nigerianischen Hauptsitz hat. Der Fotograf und ich müssen aussteigen, werden durchsucht. Ein Wächter überprüft das Kennzeichen unseres Wagens, hebt die Hand, die Schranke öffnet sich. Hinter der Schranke ist es sofort ruhiger und übersichtlicher als alles, was wir zuvor von Lagos gesehen haben. Fast wirkt es hier wie in einer amerikanischen Vorstadtsiedlung. Wären da nicht die frei liegenden Abwasserkanäle. Nach ein paar Minuten erreichen wir ein türkisfarbenes Tor, mit Stacheldraht gesichert.

Es ist acht Uhr abends, im Schein einer Laterne vor dem Tor spielt eine Gruppe junger Männer das Brettspiel Ludo. Einer steht auf, überprüft unsere Ausweise und lässt uns durchs Tor. Die Assistentin empfängt uns, führt ins Haus, zeigt das Wohnzimmer. Der Fotograf baut seine Ausrüstung auf. Wir warten. Die Assistentin sagt: »Sie kommt gleich.«

Nach etwas über einer Stunde steigt Chimamanda Ngozi Adichie die Treppe runter. Da ist sie, die populärste Schriftstellerin Afrikas. Ihre Bücher wurden in mehr als 30 Sprachen übersetzt. Sie ist eine noch berühmtere Feministin. Ihr Satz »We should all be feminists« ist zum Slogan eines globalen Popfeminismus geworden, wurde von Beyoncé gesampelt und von Dior auf T-Shirts gedruckt. Sie ist, laut einer ihrer Gegnerinnen, die berühmteste lebende Frau Afrikas.



Chimamanda Adichie, 44 Jahre alt, trägt ein bodenlanges Seidenkleid. Es stammt von einer nigerianischen Designerin, Akpos Okudu, auf deren Website steht: »Die Akpos-Okudu-Frau ist selbstsicher und hat keine Angst, ihre weibliche Seite durch die Wahl ihrer Kleidung zu betonen.« Adichie möchte erst das Foto machen, dann das Interview und wirkt nicht nur lustlos, sondern auch angespannt. Sie befiehlt der Assistentin, bei jedem Foto hinter dem Fotografen zu stehen und den Winkel zu überprüfen. »Ich hasse es, fotografiert zu werden«, sagt Adichie.

Tatsächlich ist sie ziemlich steif vor der Kamera, tut sich schwer, eine Pose einzunehmen, und lässt den Fotografen ihre Ungeduld auch spüren, indem sie ihm auf zugewandte, aber doch strenge Art sagt, dass er ihr schon sagen müsse, was sie zu tun habe, sonst funktioniere das alles nicht. »Ich kann nicht lächeln«, sagt sie. Früher, als Mädchen, habe sie sehr viel gelächelt, ständig, sie habe ein geradezu umwerfendes Lächeln gehabt. Dann aber sei ihr klar geworden, dass es von Frauen erwartet werde zu lächeln, weshalb sie es sich absichtlich abtrainiert habe. Und jetzt, da sie berühmt ist und für Fotos lächeln soll und auch will, weil sie selbst schön aussehen möchte auf den Bildern, könne sie das nicht mehr so gut. »Es ist kompliziert.«

Als wir uns zum Interview hinsetzen, trinkt Adichie heißes Wasser mit Ingwersirup. Sie spricht leise. Das verleiht allem, was sie sagt, eine Dringlichkeit und Intimität. Und es strahlt Macht aus.

Warum ist sie heiser? Sie komme gerade von einem Besuch in ihrem Heimatort zurück, sagt sie, wo es von allem zu viel gegeben habe. »Zu viele Worte, zu viele Tränen, zu viel Staub.« Ihre Mutter ist im vorigen Jahr gestorben, und jetzt, einige Monate später, kam die ganze Familie noch einmal zusammen. »Es war also sehr emotional«, sagt sie, am schlimmsten sei aber gewesen, dass sie irgendwann komplett ihre Stimme verloren habe. »Das war frustrierend«, sagt sie und schiebt dann einen Satz nach, bei dem nicht ganz klar ist, ob sie sich der Doppeldeutigkeit bewusst ist, aber vermutlich schon: »Denn meine Stimme ist offensichtlich alles, was ich habe.«

Auf die Frage, was sie zuerst sei, Schriftstellerin oder Aktivistin, sagt Adichie: »Ich bin eine Geschichtenerzählerin.« Ihren ersten TED-Talk haben auf YouTube über



zehn Millionen Menschen gesehen. In dem Vortrag spricht sie über »the danger of a single story«, die Gefahr also, alles auf die eine Geschichte zu reduzieren, auf die eine, eigene Perspektive zu verengen. Die Frage, die sich stellt, wenn man Adichie trifft, ist also: Was ist ihre Geschichte? Und wie kann man sie erzählen, dass sie eben nicht single, sondern vielschichtig ist?

Im Sommer vergangenen Jahres veröffentlichte Adichie einen Text auf ihrer Website, der weltweit für so viel Aufsehen sorgte, dass die Seite unter dem Ansturm kurzzeitig zusammenbrach. In einem langen Essay analysierte sie ihre Beziehung zu zwei jüngeren nigerianischen Schriftstellerinnen. Ein Konflikt zwischen drei nigerianischen Autorinnen – eigentlich nichts, was die Welt ausflippen lässt. Allerdings ging es um den Streit zwischen zwei feministischen Generationen, um die Frage, ob Transfrauen nun »echte« Frauen seien oder nicht, und ganz grundsätzlich um den Diskurs in sozialen Medien. Reizthemen also, geschrieben in einem zwar analytischen, aber auch sehr wütenden Tonfall, alles unter dem Titel: »Es ist obszön.«

Einige Wochen nachdem Adichie ihren Text veröffentlicht hatte, betrat sie im September in Düsseldorf die Bühne des Schauspielhauses, neben ihr die damalige Bundeskanzlerin Angela Merkel. Da saß also die deutsche Kanzlerin, nicht unbedingt bekannt dafür, sich öffentlich mit internationalen Schriftstellern über die Lage der Welt zu unterhalten, und redete mit Adichie über Feminismus, die Rolle von Frauen in Machtpositionen und ihre vergangenen und künftigen Afrikareisen.

Am Morgen des Auftritts hatte Adichie ein paar Journalisten in einem Luxushotel empfangen. Ihre Cousine, ihr Bruder, ihre Schwägerin und ihre Assistentin waren auch gekommen und bildeten einen Ring, den man erst durchdringen musste, um zu ihr zu gelangen. Dieser Journalist bekam 15 Minuten, jener 10, ein Fernsehteam war auch noch da.

Sie wollte an diesem Tag vor allem über ihr neues Buch sprechen, »Trauer ist das Glück, geliebt zu haben«, ein kurzer Text, kaum 100 Seiten lang. Im Abstand nur weniger Monate waren erst ihr Vater und dann ihre Mutter gestorben. Sie schrieb das Buch noch halb im Schock, im Zustand der größten Verzweiflung. Es sei auch gar



nicht als Buch geplant gewesen, sagt sie. Sie habe E-Mails an ihre Geschwister geschickt, Nacht für Nacht, um ihre Gefühle und Gedanken zu sortieren. »Während meine Brüder nicht aufhören konnten zu weinen, schrieb ich.« Sie habe die Mails spätnachts geschrieben, um zwei Uhr, um drei Uhr, um vier Uhr, und bei der ersten hätten die Brüder schon Angst gehabt, was denn da nun schon wieder komme. »Meine nächtlichen E-Mails sind gefürchtet. Es ist fast schon ein Ritual. Wenn wir uns in der Familie gestritten haben, arbeitet das so lange in mir, dass ich nicht schlafen kann und in der Nacht Nachrichten an alle schicke.« Um zu versöhnen? »Nein! Um den Streit weiter anzufachen. Ich bin dann immer sehr aggressiv. Die Versöhnung kommt erst hinterher. Ein paar Tage später versuche ich, mit weiteren, freundlicheren Mails alle wieder zusammenzubringen.«

Wahrscheinlich, meint sie, würde sie sich viel Ärger ersparen, wenn sie gar keine erste Mail schreiben würde. »Aber so bin ich eben.«

Erst aufheizen, dann versöhnen.

Über die Idee, sie in Lagos zu besuchen, macht sie sich lustig in Düsseldorf. Ich solle es doch versuchen.

Nur zwei Wochen später war Adichie allerdings schon wieder in Deutschland. Diesmal stand sie nicht mit der Bundeskanzlerin, sondern mit dem Bundespräsidenten auf der Bühne. Frank-Walter Steinmeier eröffnete feierlich das Humboldt Forum, das neue Ethnologische Museum im wiederaufgebauten Stadtschloss.

Da saßen also die geladenen Gäste, teilweise durchaus ältere Privatspender, die 10, 20, 30 Jahre auf diesen Moment gewartet haben müssen, und dann marschierte Chimamanda Adichie auf die Bühne und machte das alles wieder platt. Sie fragte:

»Lernen die Schulkinder hier etwas über Namibia? Über Deutsch-Südwestafrika, über 100000 ermordete Herero, vergiftete Brunnen, über Frauen, die als Sexsklavinnen, und andere, die in deutschen Lagern als Arbeitssklavinnen benutzt wurden?«



Sie sagte, man müsse sich mit der Frage der Macht auseinandersetzen, wenn es um Geschichtsschreibung geht, und fuhr fort: »Wer erzählt die Geschichte? Wer ist der Erzähler, und von wem wird erzählt?«

Vier Monate später erstrecken sich quadratkilometerweise rotbraune Lehmstraßen und Wellblechhütten unter dem Flugzeug im Landeanflug. Ein aufgetürmter Müllberg brennt und schießt eine Rauchfahne in die Luft.

»In Lagos zu leben bedeutet, immer misstrauisch zu sein«, hat Adichie einmal geschrieben. Nigeria belegt den ziemlich schlechten Platz 154 in der aufsteigend sortierten Korruptionsrangliste von Transparency International. So gut wie jeder Beamte am Flughafen, der Pass oder Gepäck kontrolliert, will bestochen werden. Meistens direkt unter einem von der Decke hängenden Schild, auf dem vor Korruption gewarnt wird. Adichie wird später darüber lachen und bedauernd hinzufügen, dass sie »ihren Leuten« am Flughafen hätte Bescheid sagen können.

Für das »Esquire Magazin«, in der Rubrik »Reisen & Abenteuer«, hat Adichie mal einen Text über ihre Stadt geschrieben. Er heißt »Immer noch im Werden«, und der erste Satz lautet: »Lagos wird dich nicht umwerben.«

Jeden Tag wächst die Stadt um 3000 Menschen, es sind jetzt mehr als 20 Millionen, so genau weiß das niemand. Ende des Jahrhunderts wird Lagos wohl die größte Stadt der Welt sein. Der Verkehr ist kompletter Irrsinn. In keiner Stadt der Welt steht man so lange im Stau wie in Lagos, für manche sind das 30 Stunden pro Woche. Eine kilometerlange Brücke verbindet das ärmere Festland mit den reicheren Halbinseln, dazwischen die Lagune, in der ein Slum auf dem Wasser errichtet wurde. Ferraris und krepierete Hunde am Straßenrand, Wolkenkratzer und Hütten, Sternerestaurants und Hungersnot. Es ist feucht, heiß, der Smog erschwert das Atmen.

Lagos ist eine der Städte, die die Klimakrise besonders hart treffen wird. Als Adichie einem europäischen Diplomaten von ihrem neuen Haus erzählte, sagte der nur: »Es wird in 30 Jahren unter Wasser stehen.« Gleichzeitig erzeugt diese paradoxe Stimmung des rasenden Stillstands, des aufstrebenden Untergangs eine ungeheure



Energie. »Wenn Lagos ein Motto hat«, schreibt Adichie in dem »Esquire«-Text, »dann ist es der Hustle. Das Streben und Versuchen.« Hustle lässt sich schwer übersetzen. Ungefähr: Eile, Hastigkeit, das Vorankommenwollen, das Sich-nach-oben-Strampeln, gern auch mit halb legalen oder ganz kriminellen Mitteln. Jeder in Lagos verdiene sich etwas nebenher, sagt Adichie, und versuche, dir bei jeder Gelegenheit irgendeine Art von Geschäft unterzujubeln. »Branding ist ein Wort, das hier komplett ironiefrei benutzt wird.«

Das gilt auch für Adichie selbst, die es geschafft hat, sich zu einer Marke zu machen. Im Westen heißt die Marke »Adichie«, und man kann sich damit schmücken, wenn es darum geht, sich weltoffen zu geben. In Lagos heißt die Marke »Chimamanda«, und sie steht für etwas ganz anderes. Für Hoffnung. Für Stolz. Für Widerspruch.

Zwei Begegnungen in Lagos:

Am ersten Tag beim Frühstück, ich habe »Americanah« aufgeschlagen, spricht mich ein Mann an und sagt unvermittelt, das sei das schlechteste Buch von Chimamanda. Ich solle doch die anderen lesen. Er trägt ein kariertes Hemd und gefälschte Gucci-Slipper, stellt sich vor, ich frage ihn, was ihn denn störe an »Americanah«, es sei das Buch, mit dem Adichie in Europa berühmt geworden sei. Genau, sagt er, das sei das Problem. Es sei zu westlich. Zu amerikanisch. Dabei sei Chimamanda doch durch und durch Nigerianerin, auch wenn sie mittlerweile ein Haus in den USA habe.

Später am selben Tag sagt mir ein 30-jähriger Mann namens Gbolahan: »In ›Americanah‹ hat Chimamanda genau das aufgeschrieben, was ich gefühlt habe.« Er sitzt im hinteren Teil des Plattenladens Jazzhole, der in »Americanah« eine wichtige Rolle spielt, zwischen Platten- und Bücherstapeln und liest gerade die englische Version von Vergils »Äneis«. Er ist knapp zwei Meter groß, breit gebaut, ehemaliger Footballspieler. Er arbeite jetzt als Banker in New York, erzählt er, er sei wie Chimamanda in die USA ausgewandert, komme aber alle zwei Jahre wieder, um seine Familie zu besuchen. Was er genau damit meint? »Dieses Gefühl, zwischen



Identitäten gefangen zu sein.« Der Strom fällt aus, es wird stockfinster, und es dauert ein bisschen, bis jemand den Dieselgenerator anschmeißt und die Ventilatoren sich wieder drehen und das Licht angeht. Seine Schwester kommt rein, um ihn abzuholen, denn obwohl er hier geboren ist, findet er es zu gefährlich, allein unterwegs zu sein. Als sie hört, dass wir über Adichie reden, sagt sie: »Chimamanda sagt einfach, was gesagt werden muss. Sie ist eine großartige Schriftstellerin, aber mir gefällt vor allem, dass sie die Probleme direkt anspricht.«

Adichie sagt: »Schreiben ist das, was ich liebe. Die TED-Talks, die Fernsehauftritte, die Podiumsdiskussionen, die sind zwar wichtig. Aber ich liebe sie nicht.« Sie sitzt auf ihrem Sofa, die Fotos sind gemacht, sie will nur noch 30 Minuten reden, es werden dann doch zwei Stunden. Im Bücherregal stehen ein paar ausgewählte Bücher von den Obamas, von Nelson Mandela und von ihr selbst. Ein ganzes Regalbrett mit »Americanah«-Ausgaben in allen möglichen Übersetzungen.

»Americanah« erschien vor fast zehn Jahren. »Wahrhaft ein Weltroman«, hieß es damals in der »Zeit«, als die deutsche Übersetzung herauskam, »ein literarischer Triumph«, im SPIEGEL. Erzählt wird die Geschichte von Ifemelu, die in Lagos aufwächst, dann in den USA an der Elite-Uni Princeton studiert und schließlich wieder zurückkehrt. Der Roman schlug ein, weil er die Perspektive radikal umdrehte: Eine Afrikanerin schrieb über den Westen, wie sonst nur im Westen über Afrika gesprochen wird. Mit einer staunenden, exotisierenden Fassungslosigkeit.

Dass ihr der internationale Durchbruch erst mit diesem Buch gelang, ist nicht überraschend. Sowohl »Blauer Hibiskus« als auch »Die Hälfte der Sonne« sind großartige Romane. Sie sind zwar literarisch anspruchsvoller als »Americanah«, aber auch weniger anschlussfähig an eine westliche Leserschaft.

»Americanah« allein hätte allerdings nicht gereicht, um Adichie zu der Marke zu machen, die sie heute ist. Erwähnt man Beyoncé, rollt sie nur mit dem Augen. Bereut sie es manchmal, dass sie auf ein so hohes Podest gestellt wird? »Ja.« Was genau?



»Diese zweite Ebene, die Feministische-Ikone-Ebene, die Redenhalten-Ebene, die führt natürlich auch dazu, dass ich ständig beobachtet werde.« Ihr Essay »Es ist obszön« habe nur aufgrund dieser zweiten Ebene so viel Aufmerksamkeit bekommen. »Die Leute haben sich ja nicht deshalb aufgeregt, weil Chimamanda, die Schriftstellerin, das geschrieben hat. Sondern weil Chimamanda, die feministische Ikone, das geschrieben hat.« Der Essay war wieder mal so eine Nachtaktion gewesen. »Ich war wütend, es war drei Uhr oder so, und ich habe das runtergeschrieben. Ich dachte, das wird hier in der Literaturszene von Lagos diskutiert. Ich habe nicht damit gerechnet, dass das so explodiert.« Nach der Veröffentlichung musste Adichie bei Auftritten in den USA Personenschutz in Anspruch nehmen, weil sie so viele Drohungen bekommen hatte.

Man nimmt es ihr aber nicht ganz ab, dass sie so davon überrascht war. Wenn eine der berühmtesten Feministinnen der Welt in den Konflikt eingreift, der die ältere und die jüngere feministische Generation heute mehr und mehr spaltet, dann ist klar, dass es knallt. Der Streit begann damit, dass sie 2017 in einem Fernsehinterview auf die Frage, ob Transfrauen Frauen seien, geantwortet hatte: »Mein Gefühl ist, das Transfrauen Transfrauen sind.« Eine Tautologie eigentlich, die aber von vielen heute als transphob interpretiert wird.

Es ist nicht das einzige Mal, dass Adichie ihre Leserinnen und Leser, man könnte auch sagen: Fans, enttäuscht hat. Denn sie ist nicht nur eine feministische Ikone, ihr TED-Talk »The Danger of a Single Story« machte sie im postkolonialen Diskurs zu einer wichtigen Referenzgröße. Andererseits: Von einem französischen Reporter gefragt, was sie von postkolonialer Theorie halte, hatte sie einmal geantwortet: »Postkoloniale Theorie? Ich weiß nicht, was das bedeuten soll. Ich glaube, es ist etwas, das sich Professoren ausgedacht haben, weil sie einen Job brauchten.«

Erst anheizen. Dann versöhnen?

Nicht so richtig. Auf die Frage, ob sie sich wegen ihrer Trans-Aussagen bei jemandem entschuldigen müsste, antwortet sie mit einer Gegenfrage: Was ist denn





eine Transfrau? Sie sagt das mit einem gewissen Spaß am Streit und wartet dann darauf, dass man sich in der eigenen Antwort verheddert. Genießt sie es vielleicht einfach zu provozieren? »Nein, überhaupt nicht. Aber ich habe etwas gegen Autoritäten. Ich möchte sagen, was ich denke, und wenn das als provokant wahrgenommen wird, dann ist das eben so.« Als Kind sei sie »anders« gewesen, »merkwürdig«. So hätten das ihre Eltern genannt. Auf Igbo gebe es ein Wort, »agwu«, es bedeute, auf eine kreative Art verrückt zu sein. »Ich habe mich immer ein bisschen »agwu« gefühlt. Für mich hieß das, dass die Konvention infrage gestellt werden muss, dass man dagegen ankämpfen muss. Ich komme aus einer Kultur, in der Respekt das Höchste ist, und Respekt hieß: still sein. Tun, was einem gesagt wird.«

Adichie wuchs in einer kleinen Universitätsstadt auf, ihr Vater war Professor, ihre Mutter arbeitete ebenfalls an der Uni. Nigerianische gehobene Mittelschicht, die Eltern waren streng, aber liebevoll. Sie wollten, dass sie Medizin studiert, was sie auch tat. Dann brach sie ab. Sie wollte schreiben. Der einzige Ausweg, den sie sah, führte in die USA. Also ging sie.

Ärztin oder Ingenieur, das war in den Achtzigern und Neunzigern, als sich in Nigeria eine neue Mittelschicht bildete, der vorgezeichnete Weg für die, die es sich überhaupt leisten konnten zu studieren. Geld und Sicherheit. »Eine ganze Generation ist für die Kunst, das Denken verloren gegangen«, wird mir Adichies nigerianischer Verleger später sagen. Auch er hatte erst Medizin studiert, dann als Arzt gearbeitet, bevor er schlechte Science-Fiction-Romane schrieb und einen kleinen Verlag gründete. Die Kreativen seiner Generation hätten sich das alles selbst beigebracht, die Verleger, Schriftstellerinnen, Journalisten, Filmemacherinnen. »Durch Chimamanda«, sagt er, »sind Kunst und unabhängiges Denken überhaupt erst wieder erstrebenswert geworden.«

Mittlerweile pendelt Adichie zwischen den Kontinenten, hat auch ein Haus in Maryland, an der Ostküste der USA. Vorstadt, Rasensprenger, absolute Ruhe. Größer könnte der Kontrast nicht sein zu Lagos, selbst wenn man im Chevy View lebt. Sie kann sich unheimlich aufregen über Nigeria, über Lagos, über die Korruption, über die



Hustler, über die ständigen Versuche, an ihr zu verdienen. Warum ist sie noch hier? Dumme Frage, weil es ihre Heimat ist. Aber auch, sagt sie, weil es hier mehr Spaß mache zu diskutieren. »In Nigeria sind noch echte Unterhaltungen möglich. In den USA weißt du genau, was eine Person antworten wird auf eine Frage, wenn du weißt welche Partei sie wählt. Hier ist alles möglich. Nigerianische Politik, die nigerianische Gesellschaft, ist nicht ideologisch. Weil wir es uns nicht leisten können.«

Ist sie nicht manchmal einsam, so hinter all den Toren und dem Stacheldraht? An Sonntagen lässt sie sich von einem ihrer Fahrer im schwarzen Lexus-SUV gern durch die Stadt fahren. Sie sitzt dann hinter den getönten Scheiben und schaut auf die Straßen der noblen Bezirke, manchmal möchte sie auch über die Brücke, am Wasserslum vorbei, aufs Festland, ohne auszusteigen. Der Verkehr, sagt sie, beruhige sie.

Sie bricht das Interview dann abrupt ab. Geht hoch, ohne sich zu verabschieden. Ein paar Minuten später lässt sie durch ihre Assistentin ausrichten, dass man zum Abendessen bleiben könne. Dieses Spiel wird sie öfter wiederholen – die kalte Schulter zeigen, um im nächsten Moment wieder Nähe zuzulassen. Es wirkt manchmal wie eine Machtdemonstration. Als würde sie zeigen wollen: Die Hoheit über ihre Geschichte hat immer noch sie.

Am nächsten Tag schickt Adichie eine Whatsapp-Nachricht, halb zehn Uhr abends. Der Link zu einem Artikel aus der »Washington Post«, es geht um eine Transfrau, die jetzt im Frauenteam schwimmt und deshalb alle Rekorde bricht. Das Thema scheint sie nicht loszulassen. Ich soll den Text lesen, sie möchte darüber diskutieren. Am Abend darauf schickt sie spontan um 22 Uhr ihren Fahrer. Bis zwei Uhr nachts sitzen wir in der Küche. Es ist das einzige Mal, dass ich sie ungeschminkt sehe, mit einer schlichten Frisur, ohne Designerkleid. Sie kann so leider nicht vor die Tür gehen, weil sie keine Lust mehr hat, fotografiert und abschätzig beurteilt zu werden. Ihr Mann und ihre Tochter sind am Vortag in die USA geflogen, sie ist allein dageblieben, um in Ruhe schreiben zu können. Sie wirkt etwas verloren in dem großen, kühlen Haus. Warum hat sie eigentlich seit fast zehn Jahren keinen Roman



mehr geschrieben? Ihre Schreibblockade ist das einzige Thema, über das sie überhaupt nicht reden will. Es habe mit ihrer Mutterschaft zu tun, sagt sie, aber nicht nur. Es habe auch mit ihrem Dasein als feministisches Aushängeschild zu tun, aber nicht nur.

Chimamanda Adichie kommt zwei Stunden zu spät zu ihrer eigenen Lesung. In zwei SUV fährt sie mit ihrem Gefolge auf das Gelände der Alliance française, einer französischen Kultureinrichtung auf Lagos Island. Das Publikum wartet drinnen, hauptsächlich junge Frauen. Draußen stehen zwei Franzosen, sie sind sehr aufgeregt, weil Adichie zu spät ist. Sie wuseln um Adichie herum, geleiten sie zum Hintereingang. Adichie, die uns angeboten hatte, sie noch einmal zu fotografieren vor der schönen Alliance française, guckt den Fotografen und mich nicht an, tut so, als hätte sie uns noch nie gesehen. Dann lässt sich die Hintertür nicht öffnen, es gibt keinen Schlüssel. Ein Franzose herrscht den nigerianischen Mitarbeiter an, er solle den verdammten Schlüssel holen. Adichie steht vor der verschlossenen Tür, dreht sich um und sagt: »Ihr habt eine Minute für ein Foto.«

Was dann folgt, ist weniger eine Lesung als eine Art Gruppentherapie. Adichie spricht über den Tod ihrer Eltern. Über ihre Trauer. Aber auch über Probleme als Frau in Nigeria, über das Nicht-gesehen-Werden und das Nicht-widersprechen-Dürfen. Einer nach dem anderen, eine nach der anderen greift zum Mikrofon und erzählt eigene Leidensgeschichten. Einige weinen, wenn sie sprechen. Adichie hört zu, bekräftigt, tröstet, lacht, weint mit.

Später wird Adichie noch mit dem französischen Botschafter zu Abend essen, das war der Deal für den Raum in der Alliance française. Danach wird sie nach Hause fahren und bis fünf Uhr morgens in der Küche sitzen, Wein trinken, frittierte Kochbananen essen und mit ihren Assistentinnen, ihrer Cousine, ihrem Manager und einer Studentin aus ihrem Unikurs diskutieren. Über Feminismus und Transfrauen, über das, was sie die »paternalistische Linke« nennt, über Cancel Culture und die Rolle der katholischen Kirche in Nigeria. Widersprechen wird ihr niemand. Sie ist selbst eine Autorität geworden. Das kann ihr eigentlich nicht gefallen. Es ist kompliziert.



REPORTER:INNEN  
forum